

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

80 (4.4.1925) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 4. April 1925

Die russische Leistung

Von Karl Höfel

Will man die eigentümliche, geistige russische Leistung — sie liegt weder auf sozialem, noch politischem, noch wissenschaftlichem Gebiet — einheitlich begrifflich zusammenfassen, so gerät man in einige Verlegenheit. Zunächst fällt auf, worin die russische Leistung nicht besteht: Rußland hat der Welt bisher keinen einzigen wirklich neuen Gedanken geschenkt. (Erfindung fechtlicher Zusammenhänge kann man nicht so nennen.) Ja, Rußland, soweit es in unserem Sinne bewußt denkt — und das datiert etwa von Peter dem Großen an — hat von jeher alles, was es an Gedanken bedurfte, aus Westeuropa bezogen. Auch das heutige Rußland ist auf einem westeuropäischen Gedanken aufgebaut. Und es hat das dabei, trotz seiner sonstigen, schon übergroßen nationalen Empfindlichkeit, als ganz selbstverständlich betrachtet. Demnach wird doch wohl auch das geistige Rußland dem Gedanken als solchen keine entscheidende Bedeutung zuerkennen. Darin liegt bereits ein Hinweis.

Ein zweiter kann darin erblickt werden, daß, wenn auch Rußland seinen Gedankenbedarf, namentlich auf den wichtigsten, die Umgestaltung Rußlands betreffenden Gebieten, in Westeuropa deckte, es sich ihm damit keineswegs irgendwie geistig unterordnete, vielmehr gerade in dem Ausbau und der praktischen Befolgung der ihm entnommenen Lehren seine völlige Unabhängigkeit von Westeuropa betonte und auch durchführte: sofern es jeden von dort übernommenen Gedanken, nach seiner einmal erfolgten Übernahme, selbständig und ohne Zusammenhang mit seiner in Westeuropa vor sich gehenden Entwicklung weiter entwickelte. Das beruht aber wiederum durchaus nicht ausschließlich darauf, daß Rußland — wie Dostojewski einmal mit unzweideutigen Worten auspricht — aus Gegenüberstellung gegen das ihm ursprünglich despotisch aufgezwungene Europa ihm mit Vorliebe diejenigen Gedanken entlehnte, die schon es selber verneinen — und auch das ist zweifellos eine der Wurzeln des russischen Radikalismus. Alle diese aus Westeuropa nach Rußland übernommenen Gedanken haben vielmehr auch — wie derselbe Dostojewski hellsehend nur so nebenbei bemerkt — ihre ganze besondere russische Seite. Und damit erfolgt erst ein Hinweis auf die Lösung des eigentlichen Rätsels, das das geistige Rußland dem es näher Betrachtenden aufgibt: daß es nämlich, trotzdem es der nicht-russischen Welt keinen einzigen wirklichen Gedanken schenkte — ihm zum mindesten seit zwei Menschenaltern eine ganz unübertreffliche, nämlich zunehmende und sehr beträchtliche Wirkung auf sie ausübt. Dostojewski meint nämlich: diese echt russische Seite an den von Rußland nur aufgenommenen, echt westeuropäischen, nur Westeuropa selber schon verneinenden Lehren besteht darin, daß in Rußland die äußersten Folgerungen, sowohl theoretisch wie praktisch, aus ihnen gezogen werden, die den Westeuropäern selber gar nicht in den Kopf kommen — und Herzen der nationalstolze aller russischen Revolutionäre (das muß wohl mit seiner deutlichen Abtönung zusammenhängen), erblickt darin eine unmittelbare Folge des vermeintlich so jungfräulichen russischen Bodens.

Diese Erklärung Dostojewskis stimmt indes nur dem Tatsachengehalt nach — trifft aber nicht das Wesen der Sache. Ihm kommen wir näher, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die eigentlichen russischen Denker von jeher die großen russischen Dichter gewesen sind, daß sich die wesentliche russische Geistesleistung in der klassischen russischen Erzählung erschöpft (und daß das durchaus nicht aus Not: unter dem Druck der despotischen Zensur

geschah — ergibt sich schon aus der Art, wie es geschieht). Demnach äußert sich der russische Gedanke — nennen wir einmal so die vorstellungsmäßig abgegrenzte, geistige Gelegenheit — nur im vollen Lebensbilde, als ein ganzes Erlebnis: man gewinnt ihn (den Gedanken) erst, wenn man die dichterische Nachgestaltung eines Lebensabschnittes in sich aufnimmt. Und damit ist auch schon die Eigenart des russischen Gedankens gekennzeichnet: er tritt vor uns nicht als eine bloße Vorstellung, als Abstraktion, losgelöst vom vollen Erlebnis, vielmehr gerade eben als solches, d. h. in Gefühls- und Willenseinkleidung. Nun ist aber ein Gedanke, gerade eben als vorstellungsmäßig greifbar gewordene geistige Wesenheit, überhaupt nur wirklich im Erlebnis des Menschen, anders kann er gar nicht gefaßt werden — weil ihn ja überhaupt nur der Mensch zu fassen vermag, und er nie aufhört zu fühlen, wenn er denkt, und niemals fühlt, ohne zu wollen. Hiermit hätten wir endlich die Lösung des russischen Rätsels in Händen. Wir verstehen jetzt, weshalb Rußland geistig wirken kann, trotzdem es keinen einzigen wirklich neuen Gedanken hervorzubringen vermochte: stellt eben jeder Gedanke ein volles Erlebnis dar, hat er außer der, seine Fokazität ausmachenden Vorstellung auch noch eine Gefühls- und Willensseite — so kann eine schöpferische geistige Leistung auch sehr wohl darin bestehen, daß zu einem bisher nur vorstellungsmäßig gegebenen und somit den immer vollen lebenden Menschen eigentlich gleichgültigen Gedanken eine ganz neue Gefühls- und Willensbetonung gewonnen wird.

Damit ist denn endlich die Besonderheit der russischen Geistesleistung umschrieben: sie beruht, um gleich alles in allem zu sagen, darin, daß für eine an sich wichtige, ja meistliche, dabei dem sachlichen Inhalt nach längst bekannte Erkenntnis Gefühls- und Willensanknüpfung geschaffen wird. So kommt freilich überhaupt jede Überredung zustande, jede Belehrung, jede geistige und sittliche Wiedergeburt — jede Erziehung und auch jede Wirkung einer Kunst. Auch und vor allem der Dichtkunst. Es ist demnach wiederum durchaus kein Zufall, daß die russische Geistesleistung in der Form der Dichtung vor sich geht. Die ursprünglich vollenlebensartige Geisteshaltung des Russen, gekennzeichnet durch sein eingebürgertes und unausrottbares, sein ganzes unterbewußtes Seelenleben bestimmendes Sträuben gegen den abstrakten, den vom vollen Erlebnis losgerissenen, somit in der Luft schwebenden, dem Menschen gar nicht mehr greifbaren Gedanken, ist gleichfalls eine dichterische, besser gesagt, künstlerische Auffassungsart und läßt auf eine angeborene, außergewöhnlich starke, rein künstlerische Begabung schließen — die eigentlich erst der heutige Russe vor den Augen der erstanten Welt geradezu als nationalen Charakterzug offenbart — und bezeichnenderweise gerade in Hinblick auf die der Wirklichkeit am nächsten liegenden Künste: als unvergleichlicher Tänzer, Schauspieler und vor allem Regisseur und Dekorateur — mit einem Worte Theatraliker! (Und das Erstaunliche: bei alledem hat der Russe auch noch den reinsten Sinn für die Auflösung aller und jeder Theatralik in reiner Stimmungsverwirklichung.)

Nun können aber auch für einen Gedanken, sofern er eben nur als volles Erlebnis wirklich ist, die Gefühls- und Willensseiten früher gefunden bzw. geschaffen werden, als die ihn überhaupt erst greifbar, mittelbar machende Vorstellungsseite. Diese vermag mithin durch jene überhaupt erst aus dem Unterbewußtsein herbeigezogen zu werden. Und das kann wiederum auch bei einem Menschen geschehen, der diese Gefühls- und Willenserlebnisse gar nicht selber fand, dem sie nur jeelisch (Gefühls-

und willensmäßig, unabweisbar nahe gebracht wurden. Das kennzeichnet nun durchaus den Charakter der geistigen Beziehungen zwischen Rußland und dem Westen, das Wesen ihrer wechselseitigen Befruchtung und deren Ergebnis als geistige Gemeinschaftsleistung: Rußland nimmt von Westeuropa vorstellungsmäßig fertige Erkenntnisse auf und schafft dazu völlig neue Gefühls- und Willensergänzungen. So kommt die abstrakte Lehrgabe erlebnishaft vervollständigt an den Rezipienten zurück und wird von ihm als etwas ganz Neues aufgenommen: uralte europäische Begriffe deren man längst überdrüssig ward, die man nur noch als leere Worte, als reinen Demagogentrost anzupreisen geneigt war (und das betrifft, ganz streng genommen, nichts mehr und nichts minder als das ganze politische und soziale Begriffsinventar bis in die allebanaltesten Schlagworte hinein), offenbaren sich uns plötzlich, wenn wir diese selben Dinge aus Rußland nacherlebbar zurückbekommen, als Wesenheiten, die wir tatsächlich noch gar nicht in Händen hatten, mit deren bloßem begrifflichen Schattendasein wir uns längst schon begnügten.

Zwei Raabebücher

Von Hanns Martin Elster

Zwei Raabebücher, die Euch den ganzen Raabe geben: den irdischen und den geistigen, den mit literarhistorischen, philologisch-kritischem Nützzeug Darstellbarem und den mit der Seele Erfahrbaren, Erlebbareren, den Wilhelm Raabe des Wissens und des Erlebens, Rechnet sie in Liebe und Treue, in Tiefe und Lebensfülle auf und liebt sie, wie Ihr des Dichters, des Wissens Werke liebt und in Euerem Leben auswirken laßt.

Heinrich Spiro, der uns vor elf Jahren schon seine Studien über „das Werk Wilhelm Raabes“ schenkte, gibt uns in der bekannten Sammlung „Geistesheben“ des Verlages Ernst Hofmann u. Co. zu Darmstadt, eine tief schürfende, zuverlässige Biographie „Raabe — Leben — Werk und Wirkung“. Was Paul Gerber und Wilhelm Brandes aus liebender Verehrung und lebenslanger Freundschaft begannen, was Hermann Anders Krüger für den „jungen Raabe“ schuf, erhielt hier nun einen Abschluß, der jedem Führung in des Braunschweigers Erdenweg und Schaffen von Anbeginn bis zum Abschluß zu geben vermag. Wohl gemerkt: jedem, also ebenio sehr dem, der die Verankerung in Raabes Werk erst anstrebt, wie auch dem, der längst schon in der Wunderwelt dieses irdischen Meisters heimisch ist.

Spiro vereint mit wissenschaftlicher Gründlichkeit hohe schriftstellerische Kunst. Dadurch wird die Lektüre seines schwer gewichtigen Buches zu einem Genuß und zu einer inneren Belebung. Er jagt uns, die wir Raabes Leben kennen, nicht eigentlich Neues, bisher Unbekanntes. Darauf kommt es ja aber auch nicht an. Sondern vielmehr darauf, daß wir alles, was in vielen Büchern, Einzelveröffentlichungen, Aufsätzen verstreut an den Tag kam, einmal anschaulich und einheitlich zusammengefaßt erhielten. Er verbindet dann mit der biographischen Darstellung die künstlerische geschichtliche oder menschliche Deutung und Wertung der einzelnen Werke und der inneren Gesamtentwicklung des Dichters. Hier geht Spiro eigene fruchtbare Wege ohne dabei die ältere Raabeforschung, die verschiedenen Raabeauffassungen etwa eines Hans Hofmann oder Fritz Hartmann, eines Wilhelm Brandes oder meines Vaters, Otto Elsters, außer acht zu lassen. Es steht eine Lebensarbeit, ein Leben mit und durch Raabe in dieser ersten wirklichen Raabe-Biographie, die mit Herzblut geschrie-

Kleidung und Moden

Von Dr. med. Weidner, Arzt in Spandau.

Von jeher hat der menschliche Körper unter den Vorzeichen der Mode zu leiden gehabt. Kein Körperteil wurde verschont, jede Mode verführte sich an einem anderen. Der Schmuck, wie er noch im vorigen Jahrhundert getragen wurde, ist allerdings jetzt kaum noch zu finden. An seine Stelle sind zum Teil gesundheitlich einwandfreie Leib- und Hüftenhalter getreten. Die „Bespentails“, in der jede Bewegung zur Qual, das Hüften überhaup unermüßlich gemacht war, ist für unsere heutigen Begriffe etwas unschön Wirkendes. Den hohen Absatz der Madame Pompadour findet man jedoch noch viel, auch an Straßenschuhen. Die neue Schuhmode hat uns zwar den ganz niedrigen Absatz auch für den Damenschuh gebracht. Leider läßt sich diese Mode nun nicht so schnell einführen, wie zum Beispiel der Wubisopf, denn der Körper selbst wehrt sich dagegen. Der Fuß, der jahre, vielleicht jahre-gehend auf hohem Keilwerk emhergeschritten ist, hat eine Veränderung der ganzen Fußwurzel- und Beinhaken erfahren. Damit aber noch nicht genug; auch Beiden und Wirbelsäule mühen sich jagen und eine andere Gestalt annehmen.

Jeder Mensch empfindet einen mächtig hohen Absatz beim Stehen und Gehen als etwas Angenehmes. Erreicht nun dieser Absatz, wie ich an einem Damenschuh messen konnte, die Höhe von 9 Zentimeter (!), so stelle man sich vor, was geschehen muß. Man kann das an sich selbst erproben, wenn man sich mit Hausschuhen auf einen flach hingelegeten Mauerstein stellt, so daß nur die Absätze auf der Kante des Steines ruhen, die Beine aber auf dem Boden. Zunächst kann man, wenn man gerade stehen will, die Kniee nicht durchdrücken. Da man aber nicht lange mit „krummen Knien“ stehen oder gar laufen kann, versucht man sie doch durchzudrücken; dabei muß man aber, um den Schwerpunkt des Körpers über

den immerhin kleinen Unterstüßungspunkt, die Füße, zu bringen, die Wirbelsäule stärker krümmen; dabei wird das Becken eine stärkere Neigung nach vorn annehmen. Ferner ruht die Last des Körpers nicht mehr auf dem Fußgewölbe, sondern zum größten Teil auf den Fersen, die in die Spitze des Schuhs hineingetrieben werden und verkrüppeln müssen. Kreuzschmerzen sind zunächst die Folge. Alle die Vorgänge haben sich bereits bei den ständigen Trägerinnen der Pompadourabsätze abgespielt. Nun soll plötzlich der Fuß auf einen nur etwa 2 Zentimeter hohen Absatz gestellt werden. Das geht natürlich nicht ohne weiteres. Der Körper muß sich an diesen eigentlich normalen Zustand erst wieder gewöhnen.

Aber nicht bloß am Frauenleib veründigt sich die Mode, auch die Männer werden nicht geschont. Wenn jetzt der Leibriemen beginnt, den Hosenträger zu verdrängen, so kann uns das nur freuen. Der Hosenträger, den man eigentlich gar nicht besonders empfindet, kann doch in gewissen Fällen unheilvoll werden. Ich meine jetzt nicht dadurch, daß er gerade platzt, wenn man mitten im Ballsaal sich nach dem Taschentuch einer Dame bückt. Der Hosenträger, der beim Stehen und Laufen eigentlich verhältnismäßig lose dem immerhin nicht sehr schweren Beinleid den nötigen Halt gibt, wirkt beim Sitzen doch wesentlich anders. Setzt man sich hin, so wird das Beinleid über dem Gefäß angespannt, der Hosenträger muß sich dehnen. Nun laufen beide Gurte gerade an den Stellen über die Schultern, unter denen sich die Lungen befinden. Hier beginnen erfahrungsgemäß die meisten Lungenkrankheiten (Spitzenstarre). Der dauernde, wenn auch geringfügige Druck kann besonders bei muskelschwachen Männern eine gewisse Schädigung hervorrufen, zumal, wenn der Betreffende noch den ganzen Tag Büroarbeit am Schreibtisch und in gebeugter Stellung erledigen muß. Geht er auch der Leibriemen seine Nachteile durch Einschnüren des Leibes, sie sind aber geringer als die des Hosenträgers.

Musik und Moral

Man kann es nicht leugnen, die Amoral ist da und nimmt zu. Das *seguelle laissez faire*, das weiläufige, Wohl-lasse, Zufällige, Schumpinnige aller dieser Beziehungen, die üblen Anschauungen darüber, das Lüsterne, Zweideutige, Schmierige, Verdrängte und Verdrückte: alles das ist Amoral. Die Frage, woher das alles kommt, beantwortet die Wochenzeitschrift „Moral“ (Verlag Dr. Egeler u. Co., Berlin) in origineller Weise, mit der Feststellung, die Amoral komme von dem Musizieren. Sie begründet das mit folgenden Sätzen: „Die Lust des Klaviers in jedem Hause, erweitert durch die des Grammophons richtet viel mehr Unheil in der Welt an als die Feinheiten, von denen man es immer behauptet. Die Musik wirkt direkt auf die nervösen Zentren und schwächt die Masse. Sie bringt Sand ins Hirn, das dadurch unfähig wird zu denken, Widerstände zu erzeugen. Die Musikerei wirkt verblöden. Wenn Sie sich durch zwei Stunden dem Singen von Couplets, dem Spielen von Tanzmusik exponieren, werden Sie merken, daß die Melodien weitere zwei Stunden in Ihrem Hirn residieren und dessen Funktion störend beeinflussen. Man müßte alle Klaviere und Musikbüchsen in den Familien verbieten, die Noten und Platten verbrennen. Dem Pianisten müßte man außerordentliche Schwierigkeiten machen in der Übung seiner Tätigkeit: er dürfte das Klavier nur sehr selten wenn seine enorme und ansatzlose Begabung dafür einer Reihe von medizinischen Stellen beglaubigt ist. La Sie Ihre Tochter nicht Klavier spielen, denn das führt Unzucht. Auf dem Weg zu diesem Ziel liegt die nervöse Erregung, die geistige Erschlaffung, die Verblödung.“ Ein bißchen schroff ausgedrückt und im Urteil etwas ungeschicklich. Aber hat der Mann, der das schreibt, so ganz Unrecht?

ben wurde. Diese hingebende Wärme hat Spiero aber nicht zu haltlosen Schwärmen und zu geistigen Spekulationen verführt: er bleibt immer auf dem Boden wissenschaftlicher Beweismöglichkeiten. Was er gibt, will er als sicher und für immer geben. Und er gibt es in dem großen Rahmen von Raabes Leben, das jedweden Jahre nach dem Freiheitskriege begann und vier Jahre vor dem Weltkrieg endete. Es umfaßte noch unmittelbare Erinnerungen an Friedrich den Großen, an die Zeit des Freiherren vom Stein; die Jugend ward unter dem Schein der Hoffnungsjahre um 1847 und des Nationalvereins verbracht; der Mann erlebte das Verfalljahr von 1871 und der ganz Reifgewordene sah die Entwicklung, die zu 1914 führte, mit vorahnender Seele und richtete den Deutschen das Spiegelbild des wahren deutschen Wesens auf immer in innerer Verbindung mit dem wahren Christentum. Spiero wird Raabe in allen Erscheinungen und Entwicklungen seines Lebens und Schaffens mit aufrechter Klarheit gerecht. Man möchte wünschen, sein Buch würde von den Deutschen so oft gelesen, wie unsere guten Goethebiographien.

Damit ist es aber nicht genug. Denn Raabe war nicht nur ein Dichter. Er war vor allem und immer ein weisensüchtiger Mensch, ein aus der Mitte des Menschentums herauslebende Persönlichkeit, die über Schönheit hinaus, Seele, Lebensbewältigung, Religiosität gibt. Deswegen brauchen wir neben Spiero mehr realistisch-wissenschaftlichem Werk noch ein Buch, das uns ausschließlich Raabes Wesenskern enthüllt.

Eine Frau, Selene Dose, schenkte uns diese notwendige und köstliche Gabe in ihrer Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen „Aus Wilhelm Raabes mystischer Werkstatt“ die Wilhelm Stapel in seiner Reihe „Unser Volkstum“ in der Hanseatischen Verlagsanstalt zu Hamburg mit einer guten farbigen Wiedergabe eines Porträts ihres Vaters von Margarethe Raabe veröffentlichte. Selene Dose hat des Dichters Werk ganz mit ihrer Seele umfassen und sie ist zu einer Deutung der Innerlichkeit Raabes gelangt, wie sie tiefer und reicher nicht gedacht werden, nicht möglich sein dürfte. Sie gibt den wahren Raabe, der von ununterwählender Bedeutung für die Deutsche ist, von unbegrenzter Bedeutung aber gerade für uns Gegenwartige, die wir zu unserem besten Wesen heimkehren.

Mancher will vielleicht nichts davon hören, daß Raabe ein Mystiker gewesen sei, in seinen Werken. Und doch ist dem so: er selbst hat es ausgesprochen und seine Dichtungen beweisen seine Verbundenheit mit der großen christlichen Mystik von Tauler, Seuse bis Swedenborg, Angelus Silesius und Jakob Böhme auf jeder Seite. Mit Abu Telfan beginnt eine neue Periode meiner dichterischen Entwicklung, nach einer neuen Geburt. „Diese vor dem „Abu Telfan“ vorbereitete neue „Geburt“ ist seine Geburt Gottes aus dem Seelengrunde des Menschen. In der Trilogie offenbart sie sich: „Der Hungerfaktor“ stellt die vorgeburtliche Entwicklung des mystischen Menschen, mit der Grundveranlagung im Gemüt, in der Ruhe, in der „weltüberlegenen“ Eingabe an das Ewige, an Gott dar; der „Abu Telfan“ enthüllt die Geburt des Geistmenschlichen, des Göttlichen in uns selbst und der „Schudderump“ beantwortet die Frage: „wie vollzieht sich das fernere Leben des Zweimalgeborenen? mit der Offenbarung der Macht der Liebe und Treue nach dem Beispiel von Jesus.“

Von dieser Grundlage aus spricht Selene Dose mit geistiger Schöpferkraft über Raabes Weltanschauung, die nicht im Positiven, sondern in der heroischen Anerkennung des Menschenweges: durch Tragik zum Siege gipfelt. Spricht über Lagardes „wiedergeborenen Menschen“ und Raabes „Unruhige Gäste“, über die Einheit der Idee in der Trilogie, über Raabes Frauenideal, über Frau Claudin, Frau Salome, Bruders Sabnemeyer, die Innerste,

vom alten Proteus Wilhelm Raabes und über Alters-Lausen. Und immer aus dem Seelenkern, aus der innerlichen Welt Raabes heraus. Schlicht und erlebnisfroh, nicht als philologische Gelehrte, sondern als mit ihm Verwachsene.

Und mit eins bringt sie uns die unvergleichliche Gewißheit: was die Russen in ihrem Dostojewski haben, was die Gegenwartsschreiber bis zur Mode im blutigen Dostojewski suchten, den Dichter der Volkseele und des ewigen Menschen, den Dichter des Menschentums und Gottes, wir besitzen es längst in Wilhelm Raabes Weltanschauung und Werk. Man muß nur noch immer tieftraurig fragen: wann endlich werden die Deutschen Raabe in den Mittelpunkt ihres geistigen Seins stellen? Helene Dose und Spieros Bücher sind dazu die besten Helfer. Wir haben heute keine Druckwerke nötiger als diese.

Der Unfug des Krankwerdens

Von Dr. Berthold Firsichfeld, Facharzt für Hals-, Nasen- und Ohrenleiden in Berlin.

Der Amerikaner Prentice Mulford schrieb ein berühmtes gewordenes Buch, das er „Der Unfug des Sterbens“ betitelt. Ein wirklich entzündendes Buch trotz mancher Übertreibungen, mancher Beifschweißigkeiten. „Der Unfug des Sterbens“? Die meisten, die diese Worte zum ersten Male lesen, sind wohl geneigt, das Buch lachend oder gar ärgerlich bei Seite zu werfen. „Das Leben wird uns gegeben, das Leben wird uns genommen. Wir sind nicht verantwortlich dafür, daß wir auf diese Welt gekommen. Wir haben keinen Einfluß darauf, wann wir wieder absterben werden. Somit richten die meisten von uns Kommen oder Gehen sich anders ein.“ ... Nun, ja, daß das Sterben überhaupt sich abschaffen läßt, das wird Herr Mulford wohl selbst nicht ganz so ernst gemeint haben.

Über wenn auch der Unfug des Sterbens sich nicht so ganz einfach abstellen läßt, der Unfug des Krankwerdens, der läßt sich weislich sehr energisch bekämpfen. Es ist weislich nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß der größere Teil der Krankheiten vermeidbar ist. Die eine Seite dieser Krankheitsverhältnisse ist allbekannt; es ist die öffentliche gewöhnliche soziale Hygiene, die andere, mindestens ebenso wichtig, ist die persönliche Hygiene des Körpers und der Seele.

Um eine vollkommene öffentliche Hygiene durchzuführen zu können, dazu müßte erst die soziale Frage gelöst sein. Daß wir im voranmarchierenden Deutschland davon weiter entfernt sind als irgendwo und irgendwann, das ist ja eine Alltagsweisheit. Dennoch wäre auch unter den heutigen Verhältnissen hier vieles zu verbessern. Und nicht nur, die an öffentlichen Stellen stehen, könnten hier mitwirken, sondern jedermann könnte ein gut Teil dazu beitragen, „Müßigkeit“ auf-einandernehmen, gegen diejenige aber, die sich solcher Müßigkeit gegen den Nebenmenschen hartnäckig widersetzen, rücksichtslos vorgehen — das sei hier die Parole! An dieser Stelle nur ein paar Andeutungen! Gegen das Ausputzen in den Fahrzeugen des öffentlichen Verkehrs wird seit Jahrzehnten ein Kampf geführt, mit geringem Erfolg! Als Kaiser Wilhelm II. einmal gebeten wurde, eine neue Straße der Untergrundbahn einzuräumen, sagte er nur unter der Bedingung zu, daß er in einem noch nie gebrauchten Wagen fahren könne; denn „Basilentische“ fahre ich nicht! ... Wir ändern aber fahren dauernd „Basilentische“! Vor einigen Jahren hatte sich in Berlin ein „Antikärm-Berein“ gebildet. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Welche Gefahren für den armen Großstädter diese unausgesetzten Angriffe auf sein Ohr- und Ruhebedürfnis bedeuten, auch das wäre ein Kapitel für sich; aber es handelt sich in der Tat nicht nur um eine Unannehmlichkeit, sondern um Angriffe gegen die Gesundheit! Nämlich die Menschen mehr Mühsal aufeinander bei den Menschenansammlungen an den Ein- und Ausgängen zur

Stadtbahn, bei der Verteilung in den Abteilen der Untergrundbahn usw., so würde manche Erregung allen, kränklichen oder abgearbeiteten Menschen erspart bleiben, für die Erregung eine Schädigung, ein „Schad“ eine Lebensgefährde bedeuten kann. Und auch die Gesunden und Jungen sollten bedenken, daß auch für sie die Stunde kommen kann. ...

Was die persönliche Hygiene betrifft, die Hygiene des Geschlechtsverkehrs, die Hygiene des Erlebens, die Hygiene des Wohnens, die Hygiene des Essens, die Hygiene der Erziehung usw. usw., so ist es richtig, daß unsere Nachkriegsarmut auf dieser persönlichen Hygiene tausend Schranken aufgelegt. Aber ebenso wahr ist es, daß sich fast jeder auch Schranken selbst errichtet, wo keine sind. Was das Wohnen z. B. betrifft, so hat unser Schicksal leider gerade hier ja die schwersten Opfer uns fast allen auferlegt. Aber wie oft sieht man auch bei solchen Leuten, die unter ihren Zimmern noch wühlen können, daß sie jene Lehren bezogen, die vor vielen Jahren in Amerika mir gegenüber einmal in folgender Worte sagte: „Wenn ich mir ein Haus bauen will, so lasse ich mir einen Baumeister kommen und sage ihm: „Sehen Sie hier, dieser große, lustige Platz, das muß das Schlafzimmer werden; daneben ebenfalls ein ordentliches Stück Platz für das Badezimmer; rings herum können Sie die übrigen Zimmer einteilen, wie Sie Lust haben.“ ...

Unzählige Krankheiten haben wir der so fürchterlich eingestrichelten Angst vor dem „Ziehen“ zu verdanken. Es ist richtig, daß einige wenige Krankheiten, wie Rheumatismus, unter gewissen Umständen durch Zug hervorgerufen werden können. „Einige wenige“, sage ich, und „unter gewissen Umständen“; z. B., wenn man erhitzt und in Schweiß gekadet einem scharfen und vor allem konzentrischen Luftzug ausgesetzt ist. Aber was bei uns zu Lande auf das Konto „es zieht“ gesetzt wird, was für tödliche Maßnahmen durch diese Zerlehen hervorgerufen werden, wie oft das rechtzeitige Einsehen einer vernünftigen Behandlung irgend eines Leidens dadurch verflüchtigt wird — das geht, wie man zu sagen pflegt, auf keine Kuhhaut. Gegen diesen Aberglauben muß einmal mit eisernem Wesen vorgegangen werden. Der alte Soldaten-Spruch „Lieber ein warmer Ruff als ein kalter Ofen“ ist eine Torheit sondergleichen. Nein! Lieber ein kalter Ofen als ein warmer Ruff! so muß es heißen.

Ein kleines Kapitel aus der Erziehung: Ein großer Teil von Darmleiden mit ihren Folgekrankheiten wie Malaria usw. verweist darauf, daß die Kinder, verspielt oder verträumt oder „verlesen“ — den Drang, auf die Toilette zu gehen, unterdrücken, und daß die Eltern es veräumen, täglich und unter jeden Umständen die Kinder dazu anzuhalten, einige Minuten (und je geringer der Drang ist, desto mehr Minuten), dieser Pflicht gegen sich selbst zu genügen. —

All das Viele aber, was über das Verhalten bei Krankheiten und Unfällen zu sagen wäre, will ich heute nur noch zusammenfassen in dieses Wort: Rannst oder willst du nicht zum Arzt gehen so wirst du — von wenigen Ausnahmen abgesehen — nie mit „Nichtsein“ so viel Schaden anrichten als mit irgend einem Rezept aus der lieben Tante „Schachkästlein“ und wie auch so viel als mit irgend einer verkehrten Maßnahme eines markt-schreierischen Kurpfuschers!

Zur Diätetik der Seele schließlich heute nur ein Zitat aus Prentice Mulford: „Dyspeptie“ (d. h. ein verdorbener Magen) kommt oft weniger von der Nahrung selbst als von der Stimmung, in der wir unsere Nahrung zu uns zu nehmen pflegen! Das gefundeste Brot, in Bitterkeit gegessen, wirkt wie Gift auf das Blut! ... Keine laienhafte Vorstellung ist das, physiologische und psychologische Experimente unterstützen solche Ansicht durchaus. Aber noch mehr vielleicht als all das andere, was über den „Unfug des Krankwerdens“ zu sagen wäre, ist diese Hygiene der Seele „ein weites Feld“, wie der alte Brief in Fontanes schönem Roman zu sagen pflegte. Darüber ein andermal.

Zeitschriftenschau

„Die Kunst“, Monatshefte für freie und angewandte Kunst. München, F. Brudmann u. Co. Das Aprilheft behandelt die großen künstlerischen Kräfte der Beharrung und Bewegung, der Kontinuität von Tradition und Fortschritt. Ein einleitender Aufsatz nimmt zu dieser Frage Stellung. Ihm begleiten Bilder von Konstantin Gerhardinger. Eine stattliche Reihe geistiger Charakteristika korrespondiert mit Büsten von Schaff und Weser, den bekannten Mitgliedern der Münchner Neuen Secession. Der Jubiläumsausstellung dieser Gruppe ist ein reich illustrierter Artikel gewidmet, dessen Text Akademierprofessor Adolf Schinnerer aus dem Schatz seiner Erinnerungen schöpft. Ein reicher Teil von Beiträgen über kunstgewerbliche Arbeiten, kleiner Aufsätze, Glossen, Berichte und Mitteilungen rundet das umfangreiche, technisch vorzüglich ausgestattete Heft ab.

Die Doren bringen soeben ihr zweites Heft (im Doren-Verlag, Berlin W 30, Neue Winterfeldstr. 20) heraus: Was die erste dieser schönen Vierteljahrspublikation, inhaltlich und programmatisch versprochen, wird hier weiter erfüllt und gehalten: unter Ausschluß aller Partei- und Tagespolitik durch die Schönheit als Vermittlerin der Wahrheit und durch die Wahrheit als Grundlage und Würde der Schönheit zur wahren Humanität zu kommen. Wilhelm v. Scholz fornt in einer Rede auf Deutschland, einleitend den Raum des geistigen Deutschlands. Th. Dübster schenkt eine „Hymne der Liebe“ von prachtvoll gedrängter Fülle. Der Herausgeber Hans Maria Elster gibt dann mit einem Aufsatz „Die neue Generation“ dem zweiten Heft das besondere Leitmotiv: das Wesen der jungen, der neuen Generation und ihr Ringen um die Anerkennung gegenüber der älteren, schon vor dem Krieg erfolgreichen Generation. Diefem Aufsatz entsprechend bringt das Heft dann bisher unveröffentlichte Proben der dichterischen Produktion aus der jungen Generation: Max Sibow, Hermann Jaf, Rudolf Majut, Ludwig Reichelshoff, Manfred Berger, also z. T. noch völlig Unbekannte — sind mit reicher, formvollgehaltener Lyrik vertreten, die in der Tat an die schöpferische Kraft dieser Dichter glauben macht. Giesl Köppen ist eine wunderwolle Novelle „Willkommen und Abschied“, Ernst Ernst Schwabach enthält in seiner „Ardischen Komödie“ den seelischen Grund und Unterschied der neuen Generation. — All diesen dichterischen Beiträgen stimmt eine geistige Freiheit von einer bestechenden Klarheit und Schöne, wie sie in andern Zeitschriften selten begegnet.

Das Zeremoniell der Republik

In der Berliner Wochen-Zeitschrift „Notand“, Herausgegeben von Franz Wei, schreibt Kurt Freiber von Reibnitz, unter diesem Titel folgendes:

In der jungen deutschen Republik hat man es bis jetzt ängstlich vermieiden, in amtlichen Mitteilungen das Wort Zeremoniell zu gebrauchen. Der erste deutsche Reichspräsident ging mit verständlicher Scheu um diesen Begriff herum, der so stark an Hof und altes Regime erinnere. Klug und taktvoll verwarf er daher auch den kurz nach seiner Wahl im Februar 1919 in seiner Umgebung aufstehenden Gedanken, ihm in der Person des damaligen Direktors der Sabotage, Herrn von Holtendorff, eine Art Hofmarschall und Beizeichenmeister zur Seite zu stellen. So gab es denn keinerlei Vorschriften für den jährlich am Neujahrstage stattfindenden Empfang des diplomatischen Korps, keinerlei Regeln über das Auftreten des Reichspräsidenten bei festlichen Gelegenheiten, und nur eins war seit ungefähr drei Jahren feststehender Brauch geworden, daß jede Versammlung beim Erscheinen des Reichsoberhauptes aufstand. Das geschah in der ersten Zeit der Reichspräsidentenschaft nicht, und niemand wird den heiligen Eindruck vergessen, als bei der ersten großen Versammlung am 11. August 1921 in der Staatsoper Herr Ebert die kleine, früher kaiserliche Kogebat und den Anwesenden eine Verbeugung machte, ohne daß diese sich erhoben.

Und doch braucht die deutsche Republik, wie jedes große Gemeinwesen, ganz gleich, welche Verfassung es hat, ein Zeremoniell, das offizielle Veranstaltungen zur Mehrung der Würde und des Ansehens unseres Reiches in feierliche Formen bringt. Es war daher durchaus angemessen, daß das Reichskabinett sofort nach dem Hinscheiden Eberts das Zeremoniell seiner Bestattung beriet und eine offizielle Meldung hierüber veröffentlichte. Das Wort „Zeremoniell“ ist damit in die amtliche Sprache der deutschen Republik aufgenommen worden. Es wird nun Aufgabe des nächsten deutschen Reichspräsidenten sein, Traditionen in dieser Beziehung zu bilden und zu pflegen.

Als ich im Jahre 1913 nach beinahe einjährigem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten nach Deutschland zurückkehrte, fragte man mich verschiedentlich, was drüben den größten Eindruck auf mich gemacht hätte. Als Antwort erzählte ich das folgende, als Tatsache ziemlich belanglose Erlebnis, das ich im Sommer 1912 in Washington gehabt hatte: Wir Herren der Botschaft und ein Teil der Offiziere der

damals Nordamerika besuchenden deutschen Kriegsschiffe waren vom Präsidenten Laft eingeladen worden, an Bord seiner Dampfschiff „Rafinomer“ den Rotomac heraus nach Mount Vernon zu fahren, wo am Grabe Washingtons ein vom Kaiser gesandter Kranz niedergelegt werden sollte. Wir standen alle auf Deck der zur Abfahrt bereitten Facht, verumbert, warum die auf der Einladung vermerkte Abfahrtszeit nicht eingehalten wurde, als plötzlich in rasendem Tempo ein kleines, von einem Zivilisten selbst gefeuertes Auto an den Kai fuhr. Der Fahrer im blauen Anzug und Strohhut sprang heraus und ging an Bord. In demselben Augenblick ertönten Salutsschüsse von den zahlreichen umliegenden amerikanischen Kriegsschiffen, bunte Bimpel wurden zur Flaggenparade gehißt: der schlichte Zivilist, dem zu Ehren dies geschah, war der Staatssekretär der Marine, Herr von Lengertle-Neyer. In ihm wurde die Seemacht der Vereinigten Staaten geehrt. Schon damals wurde mir klar, daß auch die Republik feieren und äußere Symbole nicht entbehren kann, daß ein nichternes Auftreten ohne Farbe und Glanz ihr niemals die Gefühle der großen Masse zuführt.

Den Appell an diese Gefühle versteht niemand besser als die französische Regierung. Das zeigt in jedem Jahre die mit vollendetem Kunst vorbereitete und durchgeführte Feier des 14. Juli, des Jahrestages des Bastillenturms, das zeigt vor allem das glanzvolle und doch nicht monarchische Auftreten des Präsidenten der Republik, der bei festlichen Gelegenheiten in einem mit sechs Pferden à la Daumont bespannten Wagen erscheint, der vorn und hinten von je einer halben Schwadron Mitrassieren eskortiert wird; er selbst trägt Frack und Zylinder und quer über der Brust das breite rote Band des Großkreuzes der Ehrenlegion. In der gleichen Weise nimmt er Paraden ab.

Das schlichte Verhalten des verstorbenen Reichspräsidenten zeigte sowohl außen- wie innenpolitisch betrachtet von außerordentlicher Klugheit. Aber die Zeiten ändern sich, und beginnt für Deutschland eine ruhige Zeit ungestörter Wiederaufbaues und stiller Arbeit. In dieser kommenden Rührerzeit muß inbesehr einer Idee mehr Glanz und Farbe als bisher gegeben werden, dem Gedanken der deutschen Republik. Und im Zusammenhang damit muß auch ihr Oberhaupt sinnfälliger vor die Bevölkerung treten als bisher. Aufgabe des zweiten Reichspräsidenten wird es sein, die von seinem Vorgänger in dieser Beziehung geübte Methode aufzugeben, trotzdem aber das zu bewahren, was ihm vor allem auszeichnete: Einfachheit, Natürlichkeit und Würde.